

# Das neue Blendwerk

Elisabeth Wagner,  
freie Journalistin

www.elisabethwagner.net  
mail@elisabethwagner.net  
+49-160-9772 5591

Über die dunkle Seite immer heller  
werdender Zähne

Als nächstes kommt das Laser-Bleaching. Damit wird man die Ergebnisse des Power-Bleachings toppen können. Der Laser wird das Wasserstoffperoxid in die Zähne hämmern, und hinterher, wenn die Schutzbrille abgenommen ist, wird man den Zähnen weder ihre menschliche Herkunft noch irgendwelche Rotweinkontakte ansehen. Jede Spur von Genuss wird entfernt sein, und es wird aussehen, als sei der Mensch allein schon seiner Zähne wegen zum Triumph und zur guten Laune verdammt. Unvorstellbar, dass ein Gebiss, wie alles an einem Körper altern, in diesem Fall heißt das, nachdunkeln konnte. Zähne in Laser-Weiß tun das nicht. Der Zahn der Zeit kann ihnen nichts mehr anhaben, und einzig Leute, die sich die paar Hundert Euro nicht leisten können oder aus irgendwelchen sentimentalischen Gründen an einem weniger heroischen Menschenbild hängen, werden traurig oder stolz und wehmütig sein und die alten Zähne und die alten Falten weiter tragen.

Die Traurigkeit ist übrigens jetzt schon da. Eine leise Scham und Unsicherheit, die dazu führt, dass man das makellose Lächeln der schönen Bleachingspezialistin Melanie Heyden nur zögerlich erwidert. Die Perfektion ihrer Zähne ist, unabhängig von der Perfektion ihrer Nase, bereits dank Power-Bleaching ziemlich enorm. Automatisch fragt man sich, was Frau Heyden bloß denken mag. So etwas wie »die Arme« oder »mein Gott, dieses Gelb«? Sie streitet es ab. Nein, sie habe keinen Zensor im Kopf, sagt sie. »Es lächelt sich aber natürlich leichter mit weißen als mit gelben Zähnen.«

Aus Trotz könnte man an dieser Stelle an das Lächeln der Mona Lisa denken. Daran, dass Zähne zum Beispiel in der Malerei selten vorkommen. Auf den (Selbst-)Bildnissen der Renaissance, und auch sehr viel später im 19. Jahrhundert sieht man jedenfalls keine. Außer es sind die Zähne des Liebesgottes oder die eines anderen Trickbetrügers. Wer die Zähne entblöbte, der hatte offensichtlich Absichten; das galt als aufdringlich und nicht besonders chic. Diese Einschätzung hat sich verkehrt. Zähne zu zeigen ist in einer Leistungsgesellschaft keine gewagte Attitüde, nichts Frivoles, sondern schlicht alltägliche Pflicht. Das Bleaching entspricht dabei völlig dem Wunsch nach Anpassung. Fast könnte man von einem Zwang sprechen.

**Das neue Blendwerk**  
Der Tagesspiegel  
30. August 2014

Seite 1/5

Die Ebenmäßigkeit muss sich zur Gleichförmigkeit steigern. Die unterschiedlichen Farbtöne der Jugend und des Alters nivellieren sich zu einem aggressiven Leuchten. Das menscheitsalte Ideal gesunder, weißer Zähne genügt dafür nicht. Selbst Profis wie die 30jährige Melanie Heyden warnen vor Übertreibung. Hin und wieder, sagt die Mutter einer einjährigen Tochter, lehne sie eine Behandlung ab. Junge Mädchen noch keine 18, die meinen, ihre Zähne genüßten der eigenen Zukunft nicht, bekommen von ihr ein Nein. Sie selbst sei mit ihren Zähnen allerdings an der Grenze: ein Schritt weiter auf der Bleaching-Skala, und das Weiß würde ins Bläuliche kippen. Sie wäre dann dort, wo sie nicht hinwill: im »Zuviel«.

Zuviel oder nicht Ein Gesamtkonzept nennt man die Zähne plus das Lächeln heute. Ob man das Gefühl habe, bleachen zu müsse oder nicht, hänge von den Kreisen ab, in denen man sich bewegt. »Weiße Zähne signalisieren Gesundheit und Erfolg«, sagt Melanie Heyden. Wer erfolgreich wirken will, muss sich sputen. Nicht nur das Gebiss, befreit von Karies und Plaque, danach kosmetisch aufgehellt, soll erstrahlen. Auch die Gegend um den Mund herum wird in die Planung einbezogen.

Es gehört, weiß Melanie Heyden, inzwischen zum Standard der in der ästhetischen Zahnmedizin schwerpunktmäßig tätigen Praxen, neben jeder gewünschten zahnmedizinischen Leistung selbstverständlich auch Faltenunterspritzungen anzubieten. Falten passen nicht zu gebleichten oder mit Verneers, dezenten Keramikschaalen, dekorierten Zähnen. Sie widersprechen einem Mund, aus dem die Erfolgsmeldungen purzeln sollen. Das Lächeln müsste sich schämen. Oder sich darauf zu besinnen, dass die Welt des Erfolgs kleiner ist, als es das Dental SPA für möglich hält.

Nur ein paar Bushaltestellen und S-Bahnstationen weiter, im Wartezimmer der Obdachlosenärztin Jenny de la Torre spielt die Farbe des Lächelns keine Rolle mehr: Die Zahnärztin sei im Urlaub, heißt es. Eine junge Frau mit langen dunkelblonden Haaren ist in Rage.

»Was denkt die Alte, dass sie mich fragen muss, warum ich keinen Kontakt zu meiner Mutter habe.« Der junge Mann, neben ihr, beruhigt: »Die wollen dir hier doch nur helfen«, sagt er. »Ich weiß«, flüstert die junge Frau zurück und hebt, wie um nachzusehen, welche Anmerkungen und Fragen die Welt sonst noch hat, langsam ihren Blick.

Nein, Probleme mit den Zähnen habe sie keine. Sie sei noch jung. Und außerdem: Bloß weil man auf der Straße lebt, heiße das nicht, dass man nicht wisse, wie Zähneputzen geht. »Gegen Zahnschmerzen haben wir uns Tabletten besorgt, in Mengen«, sagt ihr Begleiter, der Zustände kennt, in denen der Weg zu einem Arzt wahrscheinlich weiter ist, als es das Heroin erlaubt. »Außerdem hat immer jemand eine Zange dabei«, sagt er. Offensichtlich fehlt der Respekt vor der Zange und ihren Gefahren. Oder es mangelt an Lust, jemanden, der nichts davon versteht, etwas über das Leben auf der Straße zu erklären. »Das mit der Zange glaube ich Ihnen nicht.« - »Dann lassen Sie es doch«, sagt der Begleiter, der nicht

daran denkt, dass er am Gebrauch der Zange nicht sterben kann. Zur Not würde eben ein Arzt auf der Intensivstation einen Zugang für das Antibiotikum legen, der Zorn eines Johann Jakob Joseph Serre ist fremd. Glücklicherweise. Trotzdem ist es lehrreich, jenem Serre, er war Mitglied der chirurgischen Akademie zu Metz sowie Mitglied der kaiserlich-königlichen medizinisch-chirurgischen Fakultät zu Wien, einen Moment beim Schimpfen zuzuhören. Serre warb dafür, dass die Zahnbehandlung unbedingt in die Hände der Ärzte gehöre. Der Fortschritt der Wissenschaft, das Leben von Menschen sei lange genug durch Zahnreißer, Marktschreier und Scharlatane, »deren ganze Geschicklichkeit nur in Dreistigkeit, Verwegenheit und Unverschämtheit« bestehe, gefährdet gewesen, schreibt Sere in seinem 1804 erschienen Buch über die Zahnartzkunst. »Von den Blutflüssen« heißt eines der Kapitel. Man ahnt vielleicht, worum es geht. Serre - nicht nur an den Fachkollegen, sondern auch an den Privatmann samt »ganzer Familie« gewandt - erzählt von typischen Fällen wie dem eines Wiener Weinschenks, der nach unsachgemäßer Zahnextraktion über fünf bis sechs Tagen hinweg elendig verblutet sei. Anderen hatten mehr Glück. Mit letzter Kraft schleppten sie sich am dritten Tag der Blutung zu dem übrigens ebenfalls im preußischen Berlin praktiziert habenden Doktor Serre oder ließen ihn in der Nacht rufen, damit er durch Essigspülungen, in gelöstem Vitriol getränkte Korkpolster und das Abdecken mit Bleiplättchen dem todbringenden Blutfluss Einhalt gebieten konnte.

Oft ist die Rede von der Schere, die sich einer Gesellschaft öffnet. Man könnte genauso gut über eine Zange reden, die unter Mittellosen ein Begriff und den Kunden eines Dental-SPA eine mittelalterliche Monstrosität bedeutet. Silvio, obdachloser Rassist und Waffenkenner, gehört zu denen, die ihren Gebrauch als »normal« bezeichnen. Man muss dazu sagen, dass Silvio, während er das tut, auf einen Termin bei Dr. Vu, dem Zahnarzt der Obdachlosenpraxis am Stralauer Platz wartet. Akute Schmerzbehandlung wird angeboten. Einfachste Prothetik. Silvio hält die Zange dennoch für unverzichtbar. »Meiner Halbschwester haben wir damals alle Zähne gezogen, damit sie nie wieder Probleme damit hat«, sagt er. Die Halbschwester lebe inzwischen mit Mann und Kindern am Rande Berlins. Silvio hält sich damit aber nicht weiter auf. Er zeigt auf einen Zug am gegenüberliegenden Ostbahnhof: »Gesocks, das täglich aus dem Osten kommt. Mit den Ausländern werde es täglich schlimmer, sagt er. Der Großvater habe ihn »nationalsozialistisch erzogen«. Nach dem Abitur und der Armee in der DDR habe er, Silvio, in der Thüringer rechten Szene mitgemischt, sich mittlerweile aber daraus gelöst. »Wir haben Scheiß gebaut«, sagt er. Geblieben sind ihm das Wissen über Waffen und der Hass. Silvio hasst die Demokratie, die ihm das aus Prinzip das Zeigen des Hitlergrußes verbietet. Und er hasst die Regierung. Umgekehrt wird Silvio von der Mutter der Mutter des jüngsten seiner sieben Kinder gehasst. Besser man halte sich voneinander fern. »Auf Mord steht Lebenslang«, sagt Silvio und lacht blinzelnd in die Morgensonne, als hielte es die Geschichte für lustig.

In Wahrheit sind Gespräche über Zähne, selbst solche, die nur bei den Zähnen anfangen, selten lustig, geschweige denn harmlos.

Elisabeth Wagner,  
freie Journalistin

www.elisabethwagner.net  
mail@elisabethwagner.net  
+49-160-9772 5591

**Das neue Blendwerk**  
Der Tagesspiegel  
30. August 2014

Seite 3/5

Immer lauert ein Abgrund. Als liege es in der Natur des Zahns, die Oberfläche zu durchbrechen.

Elisabeth Wagner,  
freie Journalistin

www.elisabethwagner.net  
mail@elisabethwagner.net  
+49-160-9772 5591

Der Kaffeetisch ist gedeckt, die Schlagsahne geschlagen. Eine Freundin, eben noch bester Laune, beißt in den Apfelkuchen und erstarrt. Totenbleich, von einer auf die andere Sekunde, macht sie ein fiependes Geräusch. »Oh nein, bitte nicht«, flehte sie. »Der Zahn ist explodiert.« Sie müsse zum Arzt und das nicht erst, nachdem der Kuchen gegessen und der Kaffee getrunken sei, sondern »JETZT!«. Die Alten hatten für diesen Zustand, in dem alles leichter zu ertragen ist als dieses siedend heiße Pochen, das Bild von der »Hölle im Zahn«.

Der Zahnarzt in der Notaufnahme löschte die Qualen. Er brauchte dazu nicht einmal eine Zange. Monsieur Serre hätte staunend applaudiert. Frieden konnte einkehren, das tiefe Gefühl der Dankbarkeit, der Hölle, dem Wahnsinn und nicht zuletzt einer möglichen Sepsis entkommen zu sein.

Senator Buddenbrock fiel, vom Zahnarzt kommend, auf der Straße in den Schlamm. Die über Wochen verschleppte Infektion eines schlimmen Zahns hatte die Mundhöhle final durchbrochen und war in den Blutkreislauf gelangt. Die Szene wäre nicht halb so groß, würde sie vom medizinischen Elend und nicht mindestens genauso von der Nachtseite jedes Aufstiegs handeln.

Kein Laser-Bleaching wird diese Seite aufhellen. Es ist ähnlich wie mit den Träumen, die alle Kulturen und alle Zeiten kennen. Im Traum fallen die Zähne aus, sie krümeln weich wie Streuselkuchen aus dem Mund heraus, und die Deutung läuft immer auf Abschied hinaus. Spätestens im 2. Jahrhundert hat Artemidor von Daldis die verlorenen Zähne als Tod naher Verwandter gedeutet. Die Zähne repräsentieren das Wertvollste, das Leben selbst, und ihre Kraft geht über die eigene Person heraus. Verständlich, wie sich die unglaublichsten Gebräuche um die Zähne ranken konnten. Die Bernsteinkettchen am Hals zahnender Kinder sind ein schwaches Echo. Gedanklich aber hängen sie mit finsterstem Aberglauben zusammen, von dem bis weit ins 20. Jahrhundert etwa aus Mecklenburg berichtet wird. Einer lebenden Maus sei ein Zwirnfaden durch beide Augen zu ziehen, und dieser blutige Faden sei, nachdem die Maus wieder laufen gelassen wurde, um den Hals des neugeborenen Kindes zu binden. Das Zahnen werde dem Kind damit später erleichtert.

Der animalischen Kraft der Zähne muss geopfert, sie muss gebändigt werden. Das Repertoire der Angst ist unerschöpflich, und es passt ins abgründige Bild, dass eine der grausamsten Folterszenen der Filmgeschichte sich des Repertoires einer schwarzen Messe der Zahnbehandlung bedient. In Marathon Man quält der ehemalige KZ-Arzt Christian Szell (Laurence Olivier) sein Opfer, den Geschichtsstudenten 'Babe' Levy (Dustin Hoffman), zunächst mit der bohrenden, weil für Levy noch völlig unverständlichen Frage »Is it safe?« und dann mit dem sadistischen Gebrauch einer Kürette. Die Präzision des zahnärztlichen Instruments, dessen routinierte Handhabung wird zum Zeichen des absolut Bösen. Nach der Folter trägt Babe

**Das neue Blendwerk**  
Der Tagesspiegel  
30. August 2014

Seite 4/5

schwärzliche Ruinen-Zähne im Mund, die nicht aufhören zu schmerzen.

Elisabeth Wagner,  
freie Journalistin

www.elisabethwagner.net  
mail@elisabethwagner.net  
+49-160-9772 5591

Wie in allen Vernichtungslagern ließen die Nazis auch in Auschwitz-Birkenau den vergasten Juden die Goldzähne aus dem Kiefer reißen. Sie ließen die Zähne, an denen mitunter noch ein Stück Kiefer hing, mit Salzsäure reinigen und noch im Lager zu Goldbarren für die Reichsbank umschmelzen. In tonnenschweren Kisten verschickte man das Gold zusammen mit Schmuck und Geld monatlich nach Berlin.

Nein, Zähne sind nicht harmlos. Sie wurzeln tief in der Geschichte. In der kollektiven und der jedes einzelnen. Zähne machen hier kaum einen Unterschied. Sie kauen und beißen als seien sie an untergründige Ströme von Wut und Verzweiflung angeschlossen. Die proportional stärksten menschlichen Muskeln, die Kaumuskeln, sind daran beteiligt. Die Kraft ist derart groß, dass der Mensch die eigenen Zähne zerstören kann. Er kann sie in der Nacht zerknirschen, und die Zahnmedizin, der unterdessen alles möglich ist - Implantate oder Zahnerhalt bis ins höchste Alter, im Kampf gegen Karies und in der Aufklärung der Zahnhygiene hat man große Fortschritte gemacht - kann diesen autoaggressiven Akt, Bruxismus oder Craniomandibuläre Dysfunktion (CMD) genannt, nicht heilen. Sie kann Beißschiene anfertigen lassen und zur Entspannung raten. Die Physiotherapeutin meint, man solle die Zungenspitze hinter den oberen Schneidezähnen zu legen. Die Zahnreihen hätten so ein klein wenig Abstand. Das täte ihnen gut.

Genau genommen hängt es mit einem Gefühl zusammen, das sich erst wieder einstellt, wenn der Beißkrampf der Anpassung sich löst. In der Angst, der Aggression ging es verloren: »Eine Art Heimatgefühl«. Das Wort stammt von zwei Professoren der Zahnmedizin, von Bernd Kordaß und Martin Lotze, die in dem 2013 von Beate Slominski und Hartmut Böhme herausgegebenen Prachtband »Das Orale« ausgerechnet über die Empfindsamkeit der Zähne schreiben. Kein Aufbiss gleiche dem anderen, heißt es, jeder Mensch habe ein eigenes, unendlich feines Gefühl für den eigenen Biss. »Die menschliche Tastempfindlichkeit für kleinste Partikel zwischen den Zähnen liegt bei 8-15 Mikrometer, also bei 8 Tausendstel Millimeter.« Die Zahl allein ist erstaunlich. Es scheint, als seien die Zähne, die wir gewohnt sind, als Kauwerkzeuge und symbolische Waffen der Konkurrenz zu betrachten, sehr viel mehr sind als das. Tastorgane, hochempfindliche Seismographen nämlich, die uns ganz anderes spiegeln als die eigene Unerbittlichkeit. Mindestens zwei Mal täglich, beim Zähneputzen, könnte man daran denken: Wie unbarmherzig das Gebot der Anpassung, wie viel interessanter als Härte die Empfindsamkeit am Ende ist. Wie viel schöner als jedes Laser-Weiß.